

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

№. 267.

Samstag, den 13. November 1904.

19. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Verein der Künstler und Kunstfreunde.

Die mittelhessische Malerei.

Vortrag von Professor Kantisch-Darmstadt.

Ein überaus zahlreiches Publikum füllte am Donnerstag die Aula der Mädchenschule, ein erfreulicher Beweis des steigenden Interesses der Wiesbadener an Kunst und Kunstgeschichte. Das Thema der alten mittelhessischen Malerei ist nun allerdings von gewissermaßen lokalem Verstand und gehört in das Kapitel des sonst nur in der Moderne angewandten Schlagwortes Heimatkunst. Wo sich aber Kunstgeschichtliches mit Heimatkunst deckt, ist für das allgemeine Verständnis schon ein Vorprung gewonnen. Man muß es daher als einen glücklichen Griff betrachten von dieser Seite her an die Aufgabe der künstlerischen Volksbildung zu treten. Leider kommt nur in Wiesbaden das „Volk“ immer zu kurz dabei. Denn das Publikum der „Volksbildungsvorträge“ ist ganz dasselbe wie das des exklusiven Vereins der Künstler und Kunstfreunde, oder der auf vornehmer Höhe sich haltenden „Wiesb. Gesellschaft für bild. Kunst“. Differenz besteht nur in der Toilette. Redner schenkt von den bestehenden Verhältnissen unterrichtet gewesen zu sein und behandelte demnach sein Thema in einer auf gebildete Zuhörer berechneten Form. Trotzdem hätte es sich umfester Gracien, immerhin in Rücksicht auf ein großes Publikum, eine Nuance populärer halten dürfen. Doch soll das kein Vorwurf sein; denn der vortreffliche Vortrag bot auch so gewiß vielen Belehrung und Anregung. Redner schilderte in kurzer übersichtlicher Fassung das ritterliche und religiöse Wesen des Mittelalters als die Grundlage, aus der sich die Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts entwickelte und ging dann sogleich zu der Kritik der einzelnen Meister über. Da es sowohl an einem Goupi wie Begrißer des mittelhessischen Künstlerkreises fehlt, griff Redner zunächst zu die ältesten kölnischen Meister und den erst durch die neuere Forschung marxten Schwaben Konrad Witz, sowie in dritter Linie auf die elbischen Meister zurück, um aus ihnen am Mittelrhein naturgemäß sich treffenden und freuzenden Einflüssen den eigentümlichen Charakter der daraus entstehenden mittelhessischen Kunst zu erklären. Da Redner auch den nur in Nachreisen bekannten, im Darmstädter Galeriebesitz befindlichen Friedberger Altar in Betrachtung zog, wäre hier auch ein Hinweis auf den Einfluss frankischer Schulen von Interesse gewesen, umso mehr, da sich dieser Einfluss später wieder geltend machte und sich unter Künstlern wie dem jungen Dürer, dem Hausbuchmeister und dem — gestern leider nicht zur Erwähnung gekommenen Seligenstädter Meister zu einem kunstgeschichtlich außerordentlich feinfaden gegenseitigen gestaltete. Besonders anziehend brachte der Vortragende die Entwicklung der Kupferstichkunst zur Anschauung und wußte hier in glücklicher Steigerung die Meister von dem noch ganz mittelalterlichen Meister der Spielarten, bis zu dem als Vorläufer Rembrandtscher Naturanschauung zu betrachtenden Hausbuchmeister vorzuführen. Etwas überraschend wußte die scharfe Abweisung der malerischen Talente dieses so eminent genialen Künstlers. Unseres Gracien hat die Düsseldorf Ausstellung auf der der Hausbuchmeister Frage zwei Saalenden eingeräumt waren, hierin noch nicht das letzte Urteil gefällt. Eine wertvolle Ergänzung des interessanten Vortrags bildete die ausgezeichnete und reichhaltige Lichtbilderreihe in der die schönsten und zum Teil auch weniger bekannten Gemälde und Stiche der besprochenen Meister vorgeführt wurden.

LOKALES

Wiesbaden, den 12. November.

* **Neuwahl der Steuerassessoren für den Landkreis Wiesbaden und den Untermainkreis.** Im Kreisbauhof fand am Mittwoch Vormittag die Wahl der Abgeordneten und Stellvertreter für die Gewerbesteuerklasse III statt. Die Verteilung war eine mäßige. Als Abgeordnete wurden gewählt: Kaufmann Salomon Ackermann-Diebrich, Kaufmann Franz Schneiderhöhn-Diebrich, Riedereibesitzer August Waldmann-Diebrich, Gutbesitzer Carl Lembach-Hochheim, Gastwirt Wilh. Frank-Sonnenberg; als Stellvertreter: Gastwirt Jos. Martin-Diebrich, Sandgrubenbesitzer R. Neumann-Diebrich, Kaufmann H. Schmölber-Diebrich, Hotelbesitzer G. Winter-Schlängenbad und Hotelbesitzer Joh. Jakob Voll-Langenscheidt.

* **Verkehrsnachricht.** Wie uns das Reisebureau Schottenfels mitteilt, verkehrt ab Anfangs November ein Zug zwischen Paris und Nizza, welcher die Reise Paris und Nizza, 1066 km in 13 Stunden 50 Minuten zurücklegt und hierdurch im Vergleich mit den schnellsten deutschen, englischen und amerikanischen Zügen einen neuen Rekord für die 1000 Kilometer-Strecke schafft. Der „Cote d'Azur Rapide“ geht ab Paris täglich außer Sonntags 9 Uhr Vormittags nimmt nur Passagiere ab Toulon bis zur Riviera und kommt in Nizza 10.30 Abends an. Der „Cote d'Azur Rapide“ wird aus großen Luxuswagen neuester Einrichtung zusammengesetzt, mit einer Abtheilung First-Salon, (Coupe mit Sofa), Waggon-Salon (Ausflugs-Salonwagen für Damen, Kinder und Nichtraucher abgetheilt) und einem Restaurationswagen. Die Zusammenfassung dieses Expresszuges ist aufs äußerste beschränkt und die Passagiere müssen ihre Plätze bei den Agenturen vorabbestellen. Ab 8. November verkehren wieder die Schlafwagen Paris - Mentone - Ventimiglia, Lausanne - Martigny-Ventimiglia, Paris - Genf, Paris - Lausanne und Paris - Rom. Vom Monat Dezember ab wird der Luxuszug Brenner Express, dreimal wöchentlich von Verona bis Genua verlängert. Ferner verkehrt ab 5. November der Luxuszug Barcelona-Expreß Mittwoch und Samstag von Paris Abends 7.30 über Avignon Port Ven, an Barcelona 2.48 Minuten Nachmittags.

* **Das Gewerbegericht** beschäftigte sich heute Morgen mit einer sehr wichtigen Frage, die besonders für die Gewerbetreibenden welche nicht dem Mitteldeutschen Arbeitgeberverband angehören, von großer Bedeutung ist. Vier Maurer, die dem Maurerverbande angehören, waren von ihrem Arbeitgeber Samstag ohne Kündigung entlassen worden. Sie erhoben nun Klage bei dem Gewerbegericht und verlangten für verschiedene Tage, wo sie keine Arbeit hatten, Entschädigung. In der Verhandlung wurde seitens des Beklagten darauf hingewiesen, daß in seiner Bauhütte ausdrücklich ein Plakat angebracht sei mit dem Inhalt: „Hier wird ohne Kündigung gearbeitet.“ Seitens der Kläger wurde erklärt, daß dies Plakat erst an dem betreffenden Samstag angebracht worden sei. Ferner wurde geltend gemacht, daß der Beklagte dem mitteldeutschen Arbeitgeberverbande nicht angehöre, deshalb können die in dem Vertrag aufgenommenen Bedingungen nicht für ihn in Betracht kommen. Außerdem wurde seitens des Beklagten der Vertrag gar nicht gehalten. Es müsse daher der § 122 des B. G. B. in Anwendung kommen, der ausdrücklich die Kündigung vorsehe. Dieser Ansicht schloß sich das Gericht nicht an, sondern der Vorsitzende, Herr Gerichtsdirektor A. D. Künze führte aus: Es sei in Wiesbaden infolge des abgeschlossenen Vertrags ortsbüchlich geworden, im Maurergewerbe ohne Kündigung zu arbeiten. Gewiß sei dies in erster Linie für die dem Arbeitgeberverband angehörnden Unternehmer laut Vertrag borgehen. Da diese Kündigungsart aber ortsbüchlich geworden sei, so könne sie auch jeder andere Unternehmer einführen. Nach diesen Ausführungen wurde die Klage zurückgewiesen.

* **Der Gesangsverein „Neue Concordia“** bezieht am Sonntag, den 13. November, Abends 8 Uhr im Kaisersaal (Dagheimstr.) sein 38jähriges Stiftungsfest, bestehend in Konzert und Ball. Der Verein hat zu dem Feste ein gediegenes Programm zusammengestellt. Es gelangen folgende Chöre zum Vortrag: „Das Kirchlein“ von Weder, „Schiffersleben“, von Gies, „Hüttlein“ von Erkel, „Am Böhmersee“ Koncertwalzer mit Klavierbegleitung von Hofsch, zwei Volkslieder „Aus Körnten“ und „Das fröhliche Wandern“ von Stollwerck. Außerdem bezeichnet das Programm Tenorsolo „Grals Erzählung“ aus der Oper Lohengrin, Bariton solo „Prolog“ aus der Oper Bajazzo und Waldhornvorträge. Den Schluß des Programms bildet ein lustiger Einakter „Das Wellchen“.

* **Der Turnverein Diebrich (Waldstraße)** bezieht Samstag, den 12. November Abends 7½ Uhr im Saalbau Burggraf sein drittes Stiftungsfest mit Schauturnen, Gesangsvorträgen, Theater-Vorstellung und darauf folgender Tombola und Ball. Näheres siehe Annonce.

Aus dem Gerichtssaal.

Strakammer-Sitzung vom 11. November 1904.

Ein häßliches Ehe - Jodel

sollen uns die Eheleute Tagelöhner Carl Wetz und Frau Louise, geb. Schmidt bieten. Die erst 23 Jahre alte Frau erwidert den Unterhalt für die ganze Familie Abends auf der Straße, der Mann begleitet sie, angeblich auf ihren Gängen, läßt im übrigen Gott einen guten Mann sein und freut sich ohne jede andere berufliche Thätigkeit sein Leben fristen zu können. Bezüglich des

Mannes reichte das Ueberführungsmaterial heute nicht aus, er wurde daher freigesprochen, die Frau aber mit einer Woche Haft bestraft, welche für verbüßt gilt durch die Untersuchungshaft. — Die Leuten wurden aus der Haft, in der sie sich seit etwa 1 Monat befanden, entlassen.

Diebstahl.

Der 17 Jahre alte Schlosserlehrling Wilhelm Lamber von hier, erhielt am 3. September von seinem Meister den Auftrag, sich in das Walhalla-Etablissement zu begeben und dort ein Kettenschloß, für das der Schlüssel verloren gegangen war, zu öffnen. Dieser Arbeit unterzog er sich auch. Bei derselben Gelegenheit aber öffnete er, wie der Gerichtshof annahm, aus Neugierde, eine Thür, welche zum Damen-Garderoberraum führte und entwendete dort 2 Ringe, sowie ein Armband, im Gesamtwerthe von M. 40. Das Armband entledigte er sich gleich nachher, indem er solches wegwürf, die Ringe verkaufte er in einem Trödelgeschäft zu verkaufen. Strafe 14 Tage Gefängnis.

Nachlässige Transportführung.

Der Fuhrunternehmer Carl Kneilenbrech von Diebrich fuhr am 26. Juli mit einem mit 4 Pferden bespannten, mit 80 bis 100 Centner Kohlen beladenen Wagen von der Rurfschmiede nach der Rheinstraße zu. Als er sich eben auf dem Geleise der Straßenbahn befand, näherte sich ein Zug der Straßenbahn mit zwei Pferden um, beschädigte eines derselben nicht unerheblich und zerplüßte am Wagen die Deichsel sowie ein Rad, richtete überhaupt einen bedeutenden Schaden an. K. soll criminal für den Zusammenstoß verantwortlich sein, weil er, bevor er das Geleise überfuhr, sich nicht überzeugt habe, ob dasselbe frei sei, der Mann aber stellt jedes seinerseitige Verschulden in Abrede, schiebt vielmehr die Verantwortlichkeit dem Zugführer zu, der ihn auf 200 Meter habe sehen können, und dem es, wenn er anders die nötige Geistesgegenwart besessen habe, ein Leichtes gewesen sei, den Zug zum Halten zu bringen. Das Urteil lautet auf Freisprechung weil ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Unfall und der Verletzung des Angeklagten nicht nachzuweisen sei.

Sprechsaal.

Für diese Abtheilung übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.

Zur Gaubler Bürgermeistereiwahl.

Gaub, den 11. November.

Wie verlautet, hat unser Herr Bürgermeister Pisch die Bestätigung als Bürgermeister von Gaubler seitens der königlichen Regierung erhalten. Am 15. Dezember wird dieser sein Amt antreten ohne daß bei uns eine Neuwahl vorgenommen wurde. Die Verhältnisse dahier scheinen recht schwierig zu liegen. Wir verlieren in unserem bisherigen Herrn Bürgermeister einen Förderer unserer Gemeinde, wurde in dessen jährlicher Amtshaltigkeit doch vieles umgestaltet und hat dieser auch verstanden durch Gründung der Vereinigung Gaubler Weingutsbesitzer unsern guten Gaubler Wein einen Weltnamen zu geben. Die Verhältnisse in unserm Städtchen sind schwieriger und bedürfen wir dementsprechend einen energischen Mann in den besten Mannesjahren, der sich unserm Städtchen mit Lust und Liebe widmet, und nicht nur eine Schule bei uns genießt um sein weiteres Fortkommen hieran zu begründen. Vereits ist man an der Suche und zwar in Weiskalen. Eine geeignete Persönlichkeit ist dorten niemals zu finden, da wir in unserm Regierungsbezirk Wiesbaden, früher Herzogthum Nassau selbstständige Bürgermeister haben, welche mit den heute noch bestehenden nassauischen Gesetzen und Rechten vertraut sein müssen. Aus unserm Nassauer Ländchen haben sich verschiedene Herren, welche schon lange Jahre in dem Bürgermeisterdienste thätig sind, gemeldet. Hierdon die geeignete Persönlichkeit auszusuchen ist jedenfalls am Platze, und wäre somit unsern Einwohnern Rechnung getragen. Deshalb in die Ferne gezogen wird, wo das Gute so nahe liegt, ist nicht zu verstehen.

Einer, der die Sache kennt.

Tel. 3046. Photographie O. H. Schiffer, Lammstr. 4.

+ Gesundes Blut bietet den besten Schutz gegen Krankheit!

Blutreinigung und Blutverbesserung sollte daher Jeder anstreben. Meine vorzüglich bewährten **Blutreinigungsthees** sowie **Dr. Geyers Nährsalz** und **Nährsalzpräparate** werden seit Jahren mit best. Erfolg anwandt. Zu haben **Kheipp-Haus**, nur Rheinstraße 59. Telefon 5240. 9887

Seiden- und Modewarenhaus

Langgasse 31

Emil Süß,

Langgasse 31.

Wegen baldigen Umzugs:

Großer Ausverkauf

sämmtlicher Seiden-, Sammet- und Modewaren.

Seidenstoffe per Meter schon von 50 Pfg. an.

Alle Neuheiten sind auf Lager.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

12 12 12 12 Gebackene Schinken. 12 12 12 12

Eine Entführungsgeschichte.

1.



2.



3.



4.



Unbeabsichtigte Bosheit.



Professor: „Wo waren Sie denn so lange, Herr Himmelig?“
Dichtering: „Auf dem Parnas.“
Professor (zerstreut): „Nun? und Sie sind dort als geheilt entlassen?“

Verierbild.



„Al! Da ist ja der infame Schlingel wieder, der muß heute mit.“ Wo steckt derselbe?

Auf dem Olymp.

Richter: „Angeklagter, Sie haben Ihrem Nachbar Rudelmüller während der Theatervorstellung einen so wichtigen Stieb auf die Nase veretzt, daß diese blutete, und damit den Anlaß zu einer allgemeinen Rauferei auf der Galerie gegeben.“

Angeklagter: „Ach, Herr Gerichtshof, det war jarnicht so jefährlich. Der Zwischenakt wollte keen Ende nehmen, und da ha'm wir man bloß 'n paar olympische Spiele eingelegt.“

Das Komma.

„Sage mal, wird denn unser Freund Fritz nun die Bürgermeisterstochter heiraten?“

„Naum, er will sie nicht.“

„Was? ein so schönes und wohlhabendes Mädchen? Der Kerl ist wohl verrückt! Wie kann er die nicht wollen?“

„Aber so paß doch ein bißchen auf, was ich sage: Er will, Sie nicht!“

Ein guter Fund.



Tourist (zum Wirt): „Warum stehen denn auf der Straße so viele Burschen beisammen, hat sich vielleicht im Orte etwas besonderes ereignet?“

Wirt: „Das gerade nicht, aber der Herr Graf hat beim Vorüberreiten seinen Zigarrenstummel weggeworfen und den rauchen jetzt die Burschen abwechselnd.“

Die Liebeserklärung per Phonograph und ihre Folgen.

Ein Vubenstreich in 5 Bildern.

1.



Diese feurigen Worte werden wohl Eindruck auf sie machen.

2.



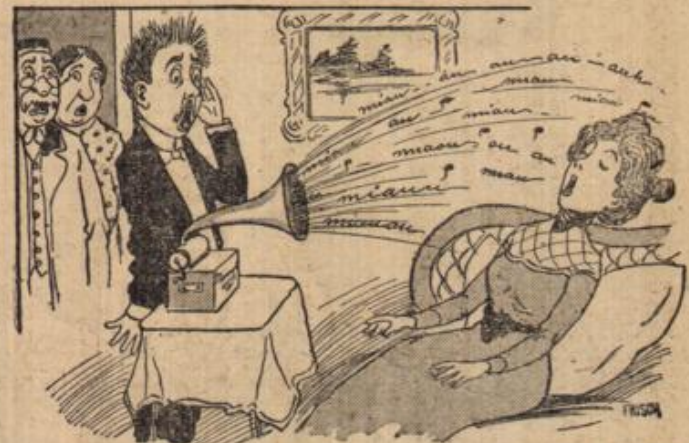
Diese wohl auch!

3.



Mein Fräulein, ich wollte Ihnen schon lange ein Geständnis machen. Da mir aber die Worte fehlen, mich auszudrücken.

4.



wird dieser Apparat für mich sprechen, und Ihnen klar machen, was ich für Sie fühle. — Himmel, was ist denn das?

5.



Nun aber raus!

Trübe Gedanken.



Der Wanderknabe mit nassem
Blid
Denkt er wohl an bessere
Zeiten zurück?
Sieht er im Geiste fein
Mütterlein,
Das seiner harret vergrämt
daheim?
Oder entfachte dies friedliche
Lande
Ein Heimweh im Herzen, das
nie er gekannt?
Die Sehnsucht vielleicht nach
besserem Leben?

Das gewinnen er könnte durch
redliches Streben?
Gewiß bedenkt er's mit
ernstem Sinn,
Denn gedankenvoll spähend
stützt er das Kinn!
Also beurteilt wohl Mancher
den Mann,
Den ein Weh bedrückt und
schwerer Vann.
Ja! unsern Freund erfüllet
mit Garm,
Das nah'nde Verhängnis: sein
Feind, der Gendarm!

Kasernenhorblüte.

Unteroffizier (zum Einjährigen, Student, der eine
Platte hat): „Und Sie woll'n een demoostes Haupt sind?“

Geographie schwach.

„Ich möchte in diesem Sommer gerne mal nach Norwegen und Schweden.“

„So? da fahren Sie dann wohl mit dem Nordring?“

Eingebildet.

Sie: „Es wird behauptet, daß Mann und Frau sich mit jedem Jahr, daß sie zusammen leben, ähnlicher werden.“

Er: „Ja, es ist mir auch schon aufgefallen, wie hübsch Du jetzt bist.“

Ein Erzprotz.

Bewerber: „... an Vermögen besitze ich 80000 Mark.“

Millionär: „Nun, mm, Armut ist ja keine Schande.“



Leutnant: „Bringen Sie doch dort mal die Niggerweiber auseinander, die schwätzen natürlich schon wieder über ihre Toilette.“

Unnütze Sorge.



„Wird denn der Führer, der mit meiner Schwiegermutter nachkommt, auch ordentlich Obacht auf dieselbe geben?“

„O, da können Sie ruhig sein, der Mann ist unverheiratet und weiß noch nicht, was eine Schwiegermutter bedeutet.“

Boshart.

Dichterling: „Ich habe schon zehn Frühlingsgedichte fertig.“ — „Mensch, Sie haben wohl den Frühlingsstoller?“

Abgefertigt.



— „Ich glaube, Sie halten mich für blödsinnig?!“
— „Das habe ich nie gesagt, es scheint aber, als wenn Sie Talent zum Gedankenlesen hätten.“



Nr. 267.

Samstag, den 13. November 1904.

19. Jahrgang.

Gesucht und gefunden.

Roman von H. von Gersdorff (Baronin Malsbaha).

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Das Hännchen Schertladen ist hier bei uns wie zu Hause“, sagte Herr Konrad. „Schade, daß sie den kurzen Fuß hat, schon von Geburt an. Sonst könnt' sie sich wohl verheirathen, aber — aber unsere jungen Kerls, soweit sie in Frage kommen für die Kleine, stoßen sich an dem Fehler. Und vielleicht mit Recht, die Hausfrau in dem Stande muß sich auf den Beinen sein und kann nicht immer hinter dem Ofen sitzen und spinnen oder nähen, und dann fürchtet meine Schwester und ich auch, daß sie die schwache, schmale Brust von der Mutter geerbt hat. Die starb an der Schwindsucht.“

Ich hörte schweigend und etwas melancholisch zu. Meine Heiligenvision war zur Erde herabgestiegen und der ideale Wollenschleier denn doch zerrissen. Am Nachmittag wirkte der Zauber noch einmal. Ich lustwandelte im Garten, als sich eins der Giebelenster öffnete und in des wilden Weines röthlicher Umrahmung die Liebliche sich zeigte. Still stand sie dort, und die frommen Augen glitten suchend über den Garten — mein Herz schlug denn doch hoch auf. Einen Moment lang stürmten wie aufgejagt phantastische Gedanken durch mein Dichterkopfkopf: Ein Kind der Natur, so jung, so liebevoll, mit natürlichem Verstande, bildungsfähig, mich wahnsinnig hingebend liebend — ich ihr Lehrer, ihr Erzieher, ihr Gatte — Aber der Zauber des Geheimnisses, des in den Wolken schwebenden Köpfchens meiner Kirchenrevision, war doch verweht. Ich beschränkte meine Hoffnungen und Träume auf angenäherte Hemdenknöpfe und gestlickte Socken.

Konrads lachten herzlich, als ich ihnen nach dem „Ball“ und nach einem Glase köstlich kühler Pfirsichbowle auf der Veranda die Geschichte meiner „Vision“ in Billkallen erzählte.

Diese Rose hat ein Lachen! Ich glaube nicht, daß es „silbern“ ist, wie Alabens Girren, dazu ist es etwas zu kräftig, aber mitlachen muß der schlechtestgelante Mensch, auch wenn er gar nicht wüßte, über was sie lacht. Ich habe natürlich auf dem Ernteball, wo auch die „Herrschaft“ einige Male „schwemmt“, mit ihr getanzt. Ich bin ein (darf ich sagen?) berühmter firmer Tänzer, selbst in Berlin, aber die Kunst scheint Fräulein Conrad nicht im Blut zu liegen. Mir brach der Angstschweiß aus, ich würde die schwere Person aus den Armen verlieren (denn sie hopfte ganz für sich allein) oder mich lang mit ihr auf den Tennensocken legen. Infolgedessen drückte ich sie so fest an mein Herz, daß sie, nach Lust schnappend, um Gnade bat, und mein Schnurbart ungenirt ihre Lippen streifte — so nahe war sie mir. Aber was half das! Nur nicht hinschlagen vor „versammelten Augen“ sämtlicher tanzfähiger Burschen und Marzellen, die natürlich ehrfürchtig zur Seite standen, wenn die „Herrschaften“ tanzten. Nachdem das ohne Unfall überstanden, verließ ich den Ballsal und setzte mich auf eine Bank im Mondenschein ganz „erschossen“, wie Schmidt gesagt hätte. Bei so was fühlt man's doch, daß man ein Großstädter ist und ganz entnervt.

Ehe der Tanz anging, hielt Herr Conrad eine Ansprache, in der er allen seinen Leuten dankte, daß sie so treu und brav, wie immer, ihre Schuldbigkeit gethan. Dann kamen die Männer alle

und gaben ihm die Hand, und der Vorarbeiter, ein schon in Billkallen ergrauter Mann, sprach in wenigen Worten den Dank der Leute aus für alles, was sie recht und schlecht bekommen hätten, wie sich's gehörte und wie es immer in Billkallen gewesen wäre. Zwei Mägde brachten die große Erntekrone und händigten sie Fräulein Conrad aus, die groß und stattlich, den schönen, blonden Kopf freundlich geneigt, wie eine Ceres anzuschauen, neben dem Bruder stand und dem eintönig hergeleiteten Erntespruch der Mägd zuhörte.

Als ich mich erholt hatte, ging ich wieder hinein in die Scheune, die durch Laternen nur mäßig erhellt war. In einer Ecke stand ein Tisch mit Schnaps und Gläsern, einem Bierfaß und großem Fladen, den Male gebaden.

Ich hatte noch Verpflichtungen im Balllokal. Herr Conrad der nicht tanzte, hatte mich gebeten, die „Weiberleut“ zu erfreuen, nur die ältesten natürlich, was mir besonders lieb zu hören war. Um etwas auf meine Kosten zu kommen, brachte ich eine kleine Abwechslung in Vorschlag: eine Damenpolka. Ich hoffte, daß die jungen Scharwerkmazellen mich belohnen würden. Aber entweder hatten sie die Sache falsch verstanden, oder sie erbrei- steten sich nicht. Jedenfalls forberten mich der Reihe nach nur die ältesten auf, die ich vorher aufgefordert hatte. Da erschien Male, die untröstliche Sterbeliedersängerin, im Glanz ihrer 45 Lenze, auf dem Schauplatz, ging ohne Zögern auf mich zu und, sich sittsam verneigend, ersuchte sie mich um die Ehre. Ich fing einen Blick von Fräulein Conrad auf. Hätte kaum gedacht, daß zwei blaue Himmel so boshaft lächeln könnten! Besser tanzten that die bräutliche Wittve aber jedenfalls wie Sie, schöne Rose!

Und sie tanzte immerfort und mit welchem Eifer.

Fräulein Conrad ging fort, als die Male kam.

„Ich muß unser Abendessen heut allein besorgen“, sagte sie im Vorbeigehen lächelnd zu mir, „denn wenn die Male erst mal beim Tanzen ist, kennt sie kein Aufhören; es ist seit dem Tode ihres Verlobten ihre einzige Passion.“

Ich starrte sie ganz verblüfft an.

Den Fried sah ich nicht. Ich hätte ihn gern mal beobachtet bei solch einer Festlichkeit. Ich hörte, daß er krank wäre, eine kleine Erkältung erwischte habe und im Bett liegen müsse. Langsam schlenderte ich über den Hof, als ich meinen Tanzverpflichtungen genügt zu haben glaubte und die Male gerade quer durch die sich drehenden Paare mit ihrem gutmüthigen Lächeln auf mich zusteuern sah. Ein zweites Mal? Nein! Ich retirirte.

Aus den Stallfenstern des Arbeitsstalles schimmerte röthlich trübes Licht. Da lag der Fried. Er schlief bei den Pferden. Ich ging hinein, nach ihm zu sehen. Armes Wesen. In der Ecke des Stalles, in einem Bretterverschlag, stand das schmale Bett, in dem er lag. Ein sauberes, ganz nettes Eckchen, wie auch das Bettzeug und die Waschelegenheit davon zeugte, daß freundliche Fürsorge ein Auge darauf warf. Eine hochgehängte Laterne gab genügendes Licht. Warmer Ammoniakgeruch im Stall. Dump-

ses Stampfen der Pferde, leises Kettenklirren und behagliches Schnaufen der Thiere.

Ich fuhr mit der Hand leicht über die heiße Stirn des Kranken, er fieberte wohl etwas. Still und stumpfsinnig lag er da, nur die Augäpfel sah ich glänzen und wirr umherfahren, ohne Ausdruck. Was mochte in dieser menschlichen Hülle vorgehen? Ernste, schwere Gedanken kamen über mich —, als ich den Stall verließ.

Der Vollmond stand über dem alten Hause, dem schweigen den Garten, die Nacht war nicht kalt, sondern auffallend warm. Durch die offenen Küchenfenster sah ich Rose Conrad mit einer blauen Lappschürze über dem hochgesteckten Kleide am Herde stehen. Alles bligte und leuchtete von Sauberkeit um sie her.

Ich ging auf die Veranda und setzte mich in einen der Korbfessel und sah in den weißen Mondschein hinaus, wie er den hohen Giebel des Hauses, scharf uarrissen in seinen Schattenlinien, gleich einem großen Sarge auf dem Rasenplatz zeichnete.

Von Schmidt habe ich ein paar Postkarten bekommen mit scherzhaften Randzeichnungen, nichts Wertwürdiges darunter zu lesen, aber in drolliger Weise halb geschrieben, halb gemalt. Er bliebe einzuweilen noch in Berlin und wolle erst im Laufe des Winters, ein wenig gen Sitten bummeln. Die Zeichnungen amüsierten Conrads sehr. Die gestern erhaltene Karte konnte ich mich auch nicht enthalten, ihnen zu zeigen. Sie bestand nur aus einem Bildchen mit einer Zeile.

Isabe Naich in gewagtem Kostüm, reizend karikiert, auf einer Lokomotive mit einem Niesensfahrchein in der Hand, auf dem „Wiskallen“ geschrieben stand: „Sie soll abgedampft sein, lieber Leo.“

Fräulein Conrad schien kein richtiges Verständnis für die Komik zu haben, und ich mochte ihr nichts erklären.

„Eine bekannte Dame?“ fragte sie kühl. „Wich wundert, daß Ihr Freund Ihnen eine solche Zeichnung von ihr schickt.“

Ich ärgerte mich; manchmal ist sie doch etwas philisterhaft oder altjungferlich.

Von reizvollen Beziehungen, wie sie etwa zwischen mir und einer der schönsten Frauen Berlins bekannt waren, hatte ihre tabellofe Seele keine Ahnung. Ich machte meinem Aerger ein wenig Luft, obwohl ich nicht genau wußte, über wen oder was ich mich ärgerte, und erzählte von Frau Isabe in etwas forcirter Legestimmung.

Sie nähte und sah verständnißlos aus — oder gelangweilt. Ich habe an Nittsporn geschrieben, ob ich und wann ich ihn begrüßen, d. h. ihn besuchen könne.

Herr Conrad kommt selten oder nie in meine Klause. Ich glaube, er fürchtet, mich beim „Schaffen“ zu stören. Na, der Gute kann ruhig sein; zu keiner Zeit stört er mich beim „Schaffen“. Gegen diese gottlose Faulheit war ich ja in Berlin ein strebsamer Arbeiter! Meistens sitze ich am Fenster und „höse“ in die Ebene hinaus und nasche an allen möglichen Büchern; habe mir alles Neze aus Berlin von Grunert herbestellt — oder rätele mich auf dem viel zu bequemen Sofa und balge mich mit Leo, meinem Namensvetter, der innigste Sympathie befreundet und entschieden mein „Schaffen“ zu keiner Stunde achtet, sondern zu jeder Zeit mit seiner großen Brante die Thürflinke einfach niederschlägt, um mich zu besuchen. Wenn ich allein sein wollte, müßte ich mich vor diesem Hunde einschließen.

Uebrigens gab's eine recht drollige Szene mit Fräulein Rose, als ich scherzend daran erinnerte, daß der Leonberger mein Namensvetter sei, und wie betroffen ich gewesen wäre, mich bei meinem ersten Begegnen mit ihr gleich so kategorisch mit einem „Hierher, Leo!“ begrüßt zu hören.

Ich dachte gar nicht, daß diese Rose verlegen werden könnte. Aber sie wurde es; so verlegen und dunkelroth wie ein Schulmädchen. Dazu war die Sache doch zu harmlos. Ich glaube, sie versteht nicht immer Scherz. Ein bißchen schwerfällig im Geist mag sie wohl geworden sein in ihrer weltenrückten Isolirtheit. Jedenfalls vermied sie es seither, den Hund mit Namen zu rufen, als könne mich das etwa beleidigen.

Herr Conrad trat bei mir ein, mit zwei Briefen in der Hand.

„Der Bote soeben gekommen vom Grafen Nittsporn.“
Er reichte mir den geschlossenen Brief, der nur ein kurzes, herzliches „Willkommen!“ enthielt. Ausführliches sollte mir Herr Conrad mittheilen.

„Der Graf fordert uns ebenfalls auf, meine Schwester und mich, Sie nach Jablonken zu begleiten. Es gäbe einen seltenen Genuß bei ihm. In das Maisfeld, ganz nahe dem Gehöft, sei Elchwild getreten und wäre dort schon seit zwei Tagen Abends zu bewundern.“

Eine so abnorme Seltenheit, daß wir uns sofort auf den Weg machen sollten, und für die Nacht natürlich uns auch einrichteten. Aber Gile ist geboten, denn das seltene Wild könne morgen schon in die „Brand“ zurückgetreten sein, und solch einen Anblick dürfe sich kein Mensch entgehen lassen. Ganz abgesehen von Jägerleuten.“

Vor überraschter Freude war ich ganz sprachlos einen Moment und Herr Conrad septe lächelnd hinzu: „Na — ich sehe, Sie wollen und dacht's mir. Ich habe schon Befehl zum Anspannen gegeben. Viere lang vor dem leichten Jagdwagen. Die zwei Weilen wollen geschafft werden vor Dunkelwerden. Wespenn können wir nicht mehr. Die Rose packt in fliegender Eile Proviant zusammen, wir machen's dann unterwegs. Es trifft sich gut, daß ich jetzt hier abkommen kann.“

In zehn Minuten war ich fertig, das Herz voll Freude und Erwartung. Der Jagdwagen, eine Art Omnibus, dessen beide Sitzbänke sich gegenüber befanden hinter dem Kutschersitz, stand schon vor der Thür, als ich die Treppe hinabsprang. „Viere lang“ davor, Füchse und Schimmel, und — ich durfte wohl meinen Augen nicht trauen — auf dem Kutschbod, die Doppelleine in der Hand, Fräulein Rose Conrad! Ich mußte wohl ein Gesicht danach gemacht haben, denn der sonst so still ernste Conrad lachte mir geradewegs ins Gesicht.

„Na, steigen Sie nur ein. Keine Bange. Sicherer können Sie nicht gefahren werden. Mit den „Vieren“ kann nur die Rose fertig werden. Los.“

So ruhig, so ungezwungen saß sie da, als sei das ihre tägliche Beschäftigung. Keine Spur von Pose, von Forciertheit oder Kletterei, ein schwacher Zungenlaut — und wir rollten vom Hofe, in eleganter Kurve um den Gartenzaun herum, in schlankem Trabe den weichen Feldweg entlang. Neben ihr saß „Herrmannchen“, ein vierzehnjähriger Stalljunge, Sohn des Vorarbeiters. Der nette Bengel hatte ein so ausgesprochenes Talent für Pferdebehandlung, daß er des Kutschers Allweil rechte Hand war.

Im Wagen lag übrigens neben Herrn Conrad das Ende der sogenannten Nothleine, die er bei dem geringsten Unfall sofort anziehen konnte.

„Was!“ sagte Herr Conrad, stolz auf seine Schwester deutend. „Das macht ihr selten ein gelernter Kutscher so elegant nach! Und die Füchse sind gerade keine Lämmer.“

Ich starrte ganz konsternirt ihre schönen, geraden Rücken an. Sie trug ein graues Tuchkleid, eng anschließend, und ein grünliches Jägerhütchen auf dem mächtigen blonden Haartnoten.

„Ich hätte mir nie träumen lassen —“ begann ich.

„Daß sie mehr kann als tochen — was?“ blinzelte Herr Conrad ein wenig spöttisch. „Ja, ja, vielleicht werden Sie noch mehr Ueberraschungen erleben. Sind Sie gut zu Pferde?“

„Seit zwanzig Jahren hab ich auf keinem gesessen. Aber ich konnte damals reiten, sagte mein Vater, und das verlernt man nie ganz.“

Der Nachmittag war herrlich. Mild mit sanft kühlem Winde. Die rasche Fahrt durch die herbstlich buntgefärbte Landschaft war ein prachtvolles Vergnügen. Im flotten Trabe brauchten die vier Pferde vor dem leichten Gefährt mit uns dahin, die von der längeren Trockenheit ebenen Wege entlang. Sehr bald fühlte ich, in welch sicherer Hand mein theures Leben lag. Auch was die Ernährung betraf! Der Proviant für das in Wiskallen nicht genossene Vesper war einfach tabellos. In liebenswürdigster Weise war für meine Liebhabereien gesorgt, denn Zufall konnte das nicht sein. Fräulein Rose wandte mir einen Moment lang lächelnd ihr Profil zu, als ich, mich erhebend und mich an der Lehne des Kutschbodens haltend, in begeisterten Worten ihr meinen Dank aussprach und versuchte, ihr ein halbgelülltes Glas des köstlichen Getränkes, das sie für uns mitgenommen hatte, an die Lippen zu halten, damit sie einen Schluck davon nehmen könne. Es war eine Mischung von starkem Thee mit Rum, Citrone und Zucker. Uebergezeichnete Leberwürstchen, gepökelten Gänsemagen, Senf, grobes Brot, Salz. An alles hatte sie gedacht. Freilich etwas reichlich. Aber Conrad sagte mir, daß in Jablonken frühestens um 9 Uhr zu Abend gegessen würde, weil sie da erst um 4 Uhr Mittag äßen. Wir zündeten uns nach genommenem Imbiß Zigarren an, und Herr Conrad neckte mich mit meiner Besorgniß, daß Rose zu viel mitgenommen habe an Ek- und Trinkwaaren. Bis auf geringe Reste hatten wir alles vertilgt, allerdings mit Hilfe Hermannchens. Sie selbst hatte freilich nur von ihres Bruders Brötchen abbeissen können. Denn sie konnte die Leine nicht aus der Hand geben. Ein kleines Stück fuhren wir durch den Jablonker Wald; als wir ihn verließen, sank gerade die Sonne, und ihr Schein vergoldete die Uligableiter auf eine Gebäude, von dem man nur zwischen uralten, dichtstehenden Eichen die braunrothen Ziegelmauern, einen runden Thurm und ab und zu ein kleines, tief in den Mauern liegendes Fenster aufblinzelte sah. Eine hohe Mauer, theils sehr alt, theils neu reparirt, umschloß den Park oder das Stück Wald, in dessen Mitte das Gebäude stand; ein alter Thor, dessen mächtige Flügel geschlossen waren, schien den Zugang zu bilden über eine kurze Brücke, unter der sich ein tiefer, schluchtartiger Graben, mit Strauch und Buschwerk halbgelüllt, hinzog.

(Fortsetzung folgt.)

An Ort und Stelle.

Kriminal-Erzählung von W. Kroneder.

(Nachdruck verboten.)

„Bald da, Nachtmesser?“

„Dort unten in der Schlucht, Herr Amtsrichter. Wir müssen noch den Stufenweg hinunter.“

Der Stufenweg ist schlüpfrig, vom Regen unterspült, so daß die leere Strecke lange Zeit in Anspruch nimmt. Endlich, an einer Wegkrümmung, macht der Gendarm Halt, dann die Gerichtskommission und außerdem die ganze, schier endlose Menge von Dorfbewohnern, die allen Bemühungen der Beamten zum Trotz nachgebrängt ist.

Nur wenige Schritte wegab liegt das, was sie gesucht haben: die Leiche der Anna Dorothee Heimbrücker, der Gastwirtstochter aus dem nahen Dorfe Moldingen.

Den Kopf auf ein Felsstück gebettet, liegt sie da. In den noch weit geöffneten Augen steht nichts von Schmerz und Haß geschrieben, dafür aber viel von einem sehr großen Glück. Die vollen Lippen sind leicht geschürzt. Das blonde Haar ist, wie im Liebesgetändel, gelöst und hängt in dicken Strähnen herab. Ein paar junge Gräser, die die Erde in der feuchtwarmen Frühlingsnacht geboren, schmiegen sich zärtlich daran. Wie ein Brautkranz sieht es aus.

Die Burschen stoßen sich mit den Ellbogen an. Ob sie wirklich tot ist, ihre Anna Dorothee, die alle so gern haben? Sie können sich's nicht denken. Wie die Mutter Klaus, die Spinnstubenälteste, sich über sie beugt mit ihrem starzburchfurchten Herzengesicht, möchte man meinen, die Alte sei tot und die Anna Dorothee lebendig.

Bei Untersuchung der Leiche findet man am Hinterkopf eine große, unregelmäßig gezackte Wunde.

Also Tod durch Aufschlagen auf eine Felsenante!

Der Richter läßt das Ergebnis protokollieren, so gut es geht, und beginnt sodann das Verhör:

„Tonio Quini,“ so wendet er sich an einen der Burschen, auf den die Gendarmen ein besonderes Augenmerk zu haben scheinen, „erzählen Sie uns, was Sie von der Sache wissen.“

Tonio ist derjenige, der am Abend vorher die Kunde ins Dorf gebracht, daß die Anna Dorothee als Leiche in der Bergschlucht liege. Er ist ein Fremder, der erst vor kurzem aus Welschland zugereist ist und in Moldingen Arbeit als Zimmergeselle gefunden hat. Man fürchtet ihn und nennt ihn den „welschen Teufel“. Aber den Tonio hat die Abneigung der Moldingener stets blutwenig gekümmert. Ihm scheint es auch jetzt gleichgültig zu sein, daß die Augen aller Mädchen und aller Burschen neugierig auf ihn gerichtet sind. In ruhigem Tone macht er seine Aussage. Er erzählt, wie er gestern Abend gegen 9 Uhr das Krugwirthshaus in Gernsau verlassen, kurze Zeit, nachdem die Anna Dorothee und der Polbl Altenbrücker, die auch dort gewesen, sich auf den Heimweg gemacht. Er habe dies nicht ohne Absicht getan. Denn die beiden hätten einen schlimmen Abend miteinander gehabt. Sader und Rant die ganze Zeit, böse Worte und böse Blide, haben wie drüben. Es sei so weit gekommen, daß die Anna sich sogar geweigert habe, mit dem Polbl zu tanzen. Als dann aber andere Burschen gekommen seien, habe sie nicht nein gesagt. Hierüber sei dem Altenbrücker das Weinen angekommen, so daß alle Mädchen ihn mitleidig angeschaut und die Burschen höhnisch dazu gelächelt hätten. Schließlich sei das Paar dann doch gemeinsam zum Heimwege aufgebrochen, aber mit einer Miene, daß er, der Tonio, es für geraten erachtet habe, ihnen nachzugehen, um ein Unglück zu verhüten. Oben auf dem Berge seien sie plötzlich vom Wege abgebogen und in die Waldbildung hineingegangen, wohin er ihnen nicht habe folgen können. Kurze Zeit darauf habe er dann von den Felsen her einen Schrei gehört und gleich nachher aus der Schlucht einen dumpfen Laut, wie das Aufschlagen eines Gegenstandes auf einen Stein. Er sei dorthin geeilt und habe an derselben Stelle, wo er noch jetzt liege, den Körper des Mädchens gefunden. Hilse sei nicht mehr möglich gewesen, und deshalb habe er sich aufgemacht, den Polbl zu suchen. Aber vergeblich! Der sei inzwischen entwischt, da er Weg und Steg im Gebirge gar zu gut gekannt.

Eine Reihe von Burschen und Mädchen schildert die Vorgänge, die sich am Abend im Gernsau'sen Krug abgepielt, genau ebenso, wie der Tonio. Und daß dessen Erzählung überhaupt so gar unwahrscheinlich nicht klingt, das wissen sie alle, die hier sind.

Die Anna Dorothee und der Polbl Altenbrücker sind Brautleute gewesen. Aber keine gute Brautzeit war's, die die beiden gehabt. Und daran ist niemand schuld gewesen, als das Mädchen selber oder vielmehr ein Fluch, den sie mit sich getragen von Geburt an.

Sie mußte quälen, wen sie liebte, und zwar je mehr sie liebte, desto ärger, und da es auf der Welt für sie nichts Lieberees gab, als den Polbl, war er es auch, den sie am meisten quälen mußte: mit Spinnen, Redereien und Eifersüchteleien.

Das lag nun einmal so in ihrem Blute und in ihrer Familie. Vor sechzig Jahren hatte es eine Anna Dorothee Heimbrücker gegeben, die es genau ebenso getrieben, bis sie schließlich von ihrem Schatz aus Eifersucht im Rähleisch ertränkt wurde. Der Mörder war über die Tat wahnsinnig geworden. In den Spinnstuben aber sangen sie noch häufig ein Lied darüber. Das begann so:

„Leide so bitteres Weh

„Um mein Mädel Ann Dorothee,

„Eng mir's ums Herze ist

„Seit sie den andern geküßt.“

Die Mutter Klaus weiß sich des düstern Dramas noch genau zu erinnern. Es ist ihre Lieblingsgeschichte, von der sie nicht so leicht los kann. Als sie jetzt über die junge Anna Dorothee vernommen wird, verwechselt sie fortwährend die Schicksale der beiden und erzählt von der, mit der sie vor Zeiten jung und schön gewesen ist.

Nun — was damals geschehen, konnte ja auch heute passiert sein. Ein Mord aus Eifersucht... das hat nach Lage der Sache nichts Unwahrscheinliches.

Und doch!

Es gibt in der Erzählung des Tonio etwas, das bestimmt unwahr ist, und ein paar andere Punkte, die noch sehr der Aufklärung bedürfen.

Unwahr ist, daß er den beiden nur deshalb nachgegangen sei, um ein Unglück zu verhüten. Aus Eifersucht ist's geschehen! Denn jedermann im Dorfe weiß, daß sich der Tonio selbst Hoffnung auf die Anna Dorothee gemacht hat. Ist er's doch gewesen, den das Mädchen benutzte, um ihren Schatz eifersüchtig zu machen. Weil sie ihren Polbl tranken wollte, hat sie den Quini ausgezeichnet, wo es nur immer ging, und das ist dem Burschen in den Kopf gefahren. Der Michel Bergner, der ein bißchen italienisch versteht, will sogar eine Karte gelesen haben, in welcher der Tonio nach Hause vermeldet, daß er demnächst eine reiche Bauerntochter freien werde.

Unausgeklärt ist folgendes:

Erstens: Wenn die Anna Dorothee so einen schweren Rant kurz vor ihrem Tode gehabt, wie kommt sie denn zu diesem friedlichen, ja fröhlichen Gesichtsausdruck?

Zweitens: Wenn das Mädchen, das den Bergwald kannte wie ihre Kammer zu Haus, wirklich im Streit mit dem Polbl bis an die Felsen gegangen ist, wäre sie sicher auf ihrer Hut gewesen. Jemanden aber, der sich vorsieht, hinaufzusteigen, das ist ein schweres Ding, namentlich, wenn das Opfer so kräftig ist wie die Anna, und der Täter so schwächlich wie der Polbl.

Dieser letzte Punkt ist es vor allem, über den der Richter von Tonio Aufklärung wünscht.

Der aber ist des Verhörs schon längst überdrüssig geworden. „Ich hab gesagt, was ich weiß,“ ruft er laut und frech, „und wenn der Herr Richter meint, daß der Polbl allein die Anna nicht heruntergestoßen haben kann, nun, vielleicht hat ihm der Wind dabei geholfen!“

Der Richter will etwas erwidern. Aber seine Stimme verhallt in einem pfeifenden Laut, der aus den Lüften kommt. Es ist der Aufstakt zu einer grandiosen Symphonie, die der Frühlingssturm jetzt aufgeführt. Den ganzen Tag hat er geschwiegen, trotzdem es Windzeit ist. Nun holt er alles nach. Klänge läßt er hören, wie sie selbst diese sturmgewohnten Gebirgler noch nicht gehört haben. Es ist, als wollte er sich verantworten auf die schwere Beschuldigung des Wortes.

Und gewaltig wie sein Singen und Reden ist auch sein Treiben. Bald ist er hoch in den Lüften und leugt die Kronen der alten Waldbriesen tief zur Erde hinab; bald ist er unten und wirbelt das dürre Laub der Pommern und die oberen Schichten des Waldbodens, die schon wieder ausgetrocknet sind, in buntem Durcheinander in der Luft umher.

Fast unwillkürlich haben alle aufgesehen.

Nur der Tonio nicht.

Desse Gesicht ist urplötzlich ganz fahl geworden. Die Augen, die bisher aus den Augenhöhlen treten wollen, starren unentwegt auf einen Punkt am Boden, sie können nicht mehr los, soviel sich der Tonio auch bemüht, sie anderswohin zu wenden.

Es ist aber auch etwas zu Seltsames, das dort plötzlich zum Vorschein gekommen ist, nachdem der Wind das Laub und die Erde, die darauf gelagert, abgeschüttelt.

... Ein paar Stiefelsohlen sind es, von denen man nicht weiß, was sie dort sollen... warum sie plötzlich da liegen müssen...

Und mit einem Male ist da auch einer von den Gendarmen und gräbt mit seiner Säbelscheide und gräbt immerzu — so lange, bis über den Stiefelsohlen ein paar Beine sichtbar werden — und dann ein Rumpf und dann — der verstümmelte Kopf des Altenbrudner. Furchtbar starren die verglasten Augen und just nach der Stelle hin, wo der Tonio steht . . .

„Run, Ruini,“ unterbricht da der Richter die Stille, „wollen Sie mir nun vielleicht Rede stehen?“

„Ja . . . ja . . . nur nicht hier . . . fort . . .!“

Und als sie sich soweit entfernt haben, daß sie die Leichen nicht mehr sehen können, bringt er es denn heraus, stöhnend, stammelnd.

Wie er gesehen, wie die beiden sich auf dem Heimwege versöhnt, . . . wie er Zeuge ihrer bräutlichen Zärtlichkeiten geworden . . . und wie es da über ihn gekommen, er wisse selbst jetzt nicht . . . Von hinten habe er sie über die Felsen gestürzt . . . Dann habe es ihn hinabgetrieben, dorthin, wo sie gelegen . . . Der Altenbrudner habe noch geatmet . . . Deshalb habe er ihn mit einem Stein den Kopf zerschlagen und die Leiche verscharrt . . .

Auf einen Wink des Richters haben die Gendarmen den Mörder gefesselt. Der Zug setzt sich in Bewegung. Langsam, still verschwindet er hinter den Felsen. Man hört nur noch den eintönigen Gesang der Mutter Klaus, die von der Anna Dorothee von dazumal singt:

„Im Mühlgrunde brunten, wie tief ist der Teich!
„Lieb Mädel, wer malt Dir die Wangen so bleich?
„Wer stahl aus dem Blauauge Dir den Glanz?
„Wer flocht ins Haar Dir den Seerosenkranz?
„Ade nun — ade,
„Lieb Mädel Ann' Dorothee.“



Kein Geschäftstun.

Es war an einem Sonntag-Nachmittag. Der junge Moritz Schmock, Lokalredakteur des General-Anzeigers, war nach der Vorstadt hinausgewandert, um Fräulein Sara Eilenblut, der er mit den ernstesten Absichten den Hof machte, einen Besuch abzustatten. Sie kam ihm an der Haustüre mit einem blassen, erschrockenen Gesicht entgegen.

„Oh, Moritz!“ rief sie mit aufgeregter Stimme. Wir haben ein solches Unglück gehabt. Mama wollte die Treppe hinabgehen, da verwickelte sich ihr Fuß in den Teppich und sie stürzte der ganzen Länge nach —“

„Halt, Halt!“ rief Moritz Schmock in größter Aufregung, griff in die linke Brusttasche seines Ueberziehers und holte sein Notizbuch hervor während er gleichzeitig aus der Tiefe seiner rechten Westentasche einen Bleistift zog. „So! Jetzt erzähle weiter, Sara! Erzähle weiter, aber fasse Dich! Ruhe! Um's Himmelswillen, sei ruhig, Sara! Hat sie sich getötet?“

„Gott sei Dank, nein!“
„Das Rückgrat gebrochen? Oder den Schädel eingeschlagen? Schwere innere Verletzungen erlitten? Sei ruhig, Sara! Sei ruhig! Meinem Blatte zuliebe sei gefaßt. Erzähle mir alles haarklein!“

„Aber Moritz,“ rief die junge Dame, aber das Ungeheuer ihres Ansehens erschrocken und holte tief Atem. „Es war nicht so schlimm! Sie hat sich —“

„War nicht schlimm?“ gab er zur Antwort, und wurde blaß. „Nach all dem Wesen, das Du machtest, willst Du doch nicht etwa sagen, daß sie sich gar nichts gebrochen hat?“

„Nein, wirklich nicht, sie hat sich auch nicht im Geringsten verletzt!“

„Du dumm!“ rief Moritz Schmock ärgerlich aus, und als er nun sein Notizbuch und Bleistift ärgerlich wieder in die Tasche schob, zeigte sein Antlitz einen Ausdruck tiefer Enttäuschung. „Die Weiber haben wirklich keine Ahnung von Geschäftssachen!“ murmelte er durch seine halbgeschlossenen Lippen.

J. Nöhllich.



Rauchen ein Vergehen. Das älteste bekannte Beispiel dafür, daß man das Rauchen auf der Straße mit Strafe belegt hat, steht in den Gerichtsbüchern des Bürgermeisters von Methwold in Norfolk. In dem Bericht über die Gerichtsitzung, die am 14. Oktober 1695 abgehalten wurde, findet sich folgende Eintragung: „Wir beschließen einstimmig, daß jedermann, der dabei erfaßt wird, daß er auf der Straße Tabak raucht, einen

Schilling Strafe zahlt für jedes Mal, wo er erfaßt wird. Wie erheben eine Klage gegen Nicholas Barber wegen Rauchens auf der Straße und erlegen ihm eine Buße von einem Schilling auf.“

Ameisen und Termiten. Bei seinen Kämpfen gegen die Termitenplage hatte Dr. Adrien Coir vom Pasteur-Institut auch Gelegenheit, die natürlichen Feinde der Termiten zu studieren. Die gefährlichsten Gegner der weißen Ameisen von Matabeland sind, wie er fand, große schwarze echte Ameisen, die man Matabeland nennt, weil sie die Farbe der menschlichen Bewohner des Landes haben. Sie sind bedeutend größer als unsere einheimischen Ameisen, und ein anrückendes Heer von ihnen verbreitet Schrecken im Termitenbau. Viel kräftiger als Termiten und mit furchtbaren Mandibeln versehen, stürzen sich diese Schwarzen auf ein Häufchen zusammengedrückter Termiten, und Coir sah, wie eine Ameise bis zu 13 Termiten mit einem Male fortschleppte. Welchen Zweck haben diese Plünderungszüge im Bau der Termiten, die doch den Ameisen keinen Abbruch tun? Beobachtet man die in den Ameisenbau geschleppten Termiten genauer, so zeigt sich, daß ihnen dort kein Leid geschieht. Die Termitenarbeiter sind nur Sklaven der Ameisen geworden und haben nun für diese solide Wohnungen und Tunnels zu bauen und ihre Larven zu pflegen. Man trifft in den Bauten der Matabeland-Ameise sehr häufig eine große Truppe für sie arbeitender Termiten. Der auch verschiedenen unserer einheimischen Ameisen innewohnende Instinkt für Sklavenzucht hat sich hier also auf den Raub ihnen ganz fremder Geschöpfe ausgedehnt. Die Termiten verstehen fester zu bauen als die Ameisen, und das mögen die letzteren bemerkt haben.

Aufgaben und Räthsel.

Füllräthsel.

a	b
a	b
v	o
e	n
l	e
s	e
r	h
n	e
e	e
e	g
u	i
e	i
o	r
r	i

Die Punkte sind derartig durch Buchstaben zu ersetzt, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben zwei Drame von Wildenbruch nennen. In anderer Reihenfolge bezeichnen die Wörter: einen Vornamen, eine Stadt in Hannover, eine Stadt in Holland, einen Schweizer Bezirk, eine Schleswigsche Insel, einen Nebenfluß des Rheins, eine Stadt in der Rheinprovinz, einen Vornamen, einen russischen Herrscher, einen Vater, ein Tier, ein Fluß in Oldenburg eine Stadt in Frankreich und einen Dichter.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapitelräthsel.

Verdau, Vorsteher, Gerichte, Vernunft, Weiche, Bienenschwarm, Zimmermann, Senator, Stunde, Binnenland, Soda, Unflughet, Schmalfeste, Wiedersehen, Zusage, Uebervorteilung

Da sich ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug als wie zuvor.

(Goethe.)

Rebus.

Es ist leichter, ein Dorf zu verthun, als ein Haus zu gewinnen.